

Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung

Band: - (2001-2002)

Heft: 1

Artikel: Die Schweiz - das Paradies : wie Migrantinnen die Schweiz erleben

Autor: Lanfranconi, Paula

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1053880>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Viele Frauen aus Osteuropa kommen mit der Vorstellung in die Schweiz, dass es sich hier wunderbar leben lässt. Doch bald machen ihnen Isolation, Sprachprobleme und engmaschige Gesetze zu schaffen. Zwei Porträts.

Die Schweiz –

Wie Migrantinnen die Schweiz erleben

Es ist behaglich warm in Daniela Mikic-Bakocs weihnachtlich geschmückter Zürcher Wohnung. Leise spielt klassische Musik, denn die sechsjährige Sascha-Gala soll trotz Geburtstagsvorfreude bald einschlafen. An den Wohnzimmerwänden hängt Bild an Bild – ganz wie damals zuhause in Belgrad, wo Daniela Mikic-Bakoc in einer Akademikerfamilie aufgewachsen ist. Sie spricht ein gepflegtes Deutsch und noch besser Englisch, weil diese Sprache an ihrer Reformschule vom ersten Tag an Pflicht war. Auch sonst straft die 37-jährige grosse, blonde Frau allerlei landläufige Klischees Lügen. «Die ethnische Zugehörigkeit», sagt sie, «war in unserer Familie kein Thema. Wir verstanden uns nicht als Serben, sondern als Jugoslawen und noch mehr als Weltbürger, auch wenn das vielleicht abgedroschen klingt.»

Daniela hat Weltliteratur und Kunstgeschichte studiert – ein Quereinstieg in den Journalismus, denn das Publizistikstudium habe damals nur so von Marxismus gestrotzt. 1992, als der Krieg in Bosnien begonnen hatte, reiste sie als Touristin in die Schweiz. Sie wollte ihre Grossmutter besuchen und sondieren, ob es möglich sei, hier zu studieren. Die Grossmutter war eine gute Informationsquelle, denn sie hatte viele Jahre als Gouvernante in einem Westschweizer Nobelinternat gearbeitet. «Früher», sagt Daniela, «hatte sie mir wunderschöne Geschichten erzählt von der Schweiz. Wie unglaublich nett und grosszügig die Leute hier seien und alles so sauber und pünktlich.»

Doch jetzt, wo die junge Frau selber hier leben wollte, war alles ein bisschen weniger romantisch. Ihr Französisch, realisierte sie mit Bedauern, reichte nicht für ein Studium in Fribourg. In Zürich traf sie dann zufällig ihren künftigen Mann Dejan. Er stammt ebenfalls aus Belgrad, war aber schon mit sechs in die Schweiz gekommen. Jetzt schloss er gerade seine Lizenziatsarbeit in Ethnologie ab. Zuhause in Belgrad sei die Atmosphäre inzwischen schrecklich gewesen, erzählt Daniela: «Draussen im Land war Krieg. Wir alle hatten Angst vor dem, was pas-

sieren würde. Die schönen Parolen von Sicherheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aus Titos Zeiten waren längst einer schrecklichen Realität gewichen.» Dejan fand, es sei besser, wenn sie beide ihr gemeinsames Leben in der Schweiz anfangen würden.

Allein und verzweifelt

Zuerst wohnte das Paar in Luzern. Dort kam Sascha-Gala zur Welt – und Daniela fühlte sich schon bald sehr isoliert, denn ihr Mann pendelte jeden Tag nach Zürich zur Arbeit. «Mein Problem», sagt sie, «war nicht mit den Leuten, sondern mit dem Alleinsein und der fremden Sprache, die auch nicht so schön klang wie das Französische.» Diese fremde Sprache lernte Daniela zwar, aber sie sprach sie nicht. Und so fühlte sie sich bald so hilflos, «wie wenn ich ohne Arme geboren worden wäre». Dazu kam noch, dass ihre Familie, mit der sie eng verbunden ist, nicht nur weit weg war, sondern auch noch in einer schlimmen Situation lebte. «Ich hatte Angst, dass der Krieg nach Belgrad kommen würde, dass meine Heimatstadt, in der meine Familie lebt, bombardiert werden würde.» Und weil sie so allein und verzweifelt gewesen sei, habe sie «falsche Vorstellungen» entwickelt. «Ich dachte mir, die Schweizer seien total verschlossen. Und weil die Jugoslawen wegen des Krieges und der Kriminalität nicht so populär sind hier, getraute ich mich auch nicht, zu sagen, woher ich komme.»

Doch heute, sechs Jahre später, sei sie «wie Tag und Nacht», sagt Daniela und lächelt entspannt. Das habe ganz direkt mit ihrem Umzug nach Zürich zu tun. «Ich hatte das intuitive Gefühl, Zürich sei der richtige Ort für mich. Es sieht ein bisschen aus wie Belgrad und es hat eine grossstädtische Atmosphäre.» Aber so rasch ging es mit dem Umzug nicht voran. Zuerst musste ihr Mann die Probezeit an seiner neuen Zürcher Stelle überstehen. Daniela machte vor lauter Vorfreude jeden Tag einen Strich in ihrem Kalender. Gleichzeitig hatte sie ein bisschen Angst, dass sie keine Wohnung finden würden.

Aber sie hatten Glück. Schon beim dritten Versuch fand sich etwas Zahlbares am südlichen Stadtrand. «Die Wohnung ist in der Stadt, aber total ruhig gelegen», stellt Daniela zufrieden fest.

Was hat ihr am neuen Ort am meisten geholfen? Die Antwort kommt sofort: Sprach- und Integrationskurse wie sie von der Zürcher Fachstelle für interkulturelle Fragen und vom Verein Femia (Kultur- und Bildungshaus für Migrantinnen) angeboten wurden. «Wir waren nur Frauen, das war speziell. Wir hatten eine gute Gruppenatmosphäre und phantastische, emanzipierte Lehrerinnen.» Noch heute treffe man sich. Erstaunt erfuhr Daniela im Kurs auch, dass die Schweizer Frauen bis 1971 nicht wählen und abstimmen durften.

Nie Fremdenhass gespürt

In Zürich begann Daniela auch sofort, Zeitungen zu lesen. In einem Gratisblatt stiess sie auf ein Inserat, in dem eine junge Journalistin mit zweijährigem Kind andere Mütter suchte. Inzwischen ist daraus eine kleine Mutter-Kind-Gruppe entstanden. Die meisten Frauen sind Schweizerinnen. Daniela fühlte sich von ihnen sofort aufgenommen. Worauf führt sie diese rasche Akzeptanz zurück? «Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es zwischen Menschen mit vergleichbarem familiärem Hintergrund und ähnlicher Bildung kaum Kommunikationsprobleme gibt, weil sie gemeinsame Interessen und Themen haben.»

Spürte sie als Serbin denn nie Fremdenhass in der Schweiz? «Nie», sagt sie ohne Zögern, fügt aber gleich bei, sie sehe mit ihren blonden Haaren eben nicht so typisch aus. «Und ich habe eine gewisse Bildung und etwas andere Interessen als die meisten Serben in der Schweiz.» 90 Prozent der jugoslawischen Arbeitsmigrantinnen, die ab Mitte der 80er Jahre in die deutschsprachigen Länder gingen, seien einfache Leute. Als weitere Pluspunkte betrachtet Daniela den Freundeskreis ihres Mannes und ihre guten Englischkenntnisse. «Das hat mir

das Paradies

sehr geholfen, weil ich dann auf der gleichen Stufe mit den Leuten konversieren kann.» Seit Mai 2000 besitzt sie neben dem jugoslawischen auch den Schweizer Pass. Was macht sie beruflich? «Ich beschäftige mich mit meinem Kind, arbeite als Kinderbetreuerin, schreibe und unterrichte Bekannte in Englisch.»

Weniger Vorurteile hegen

Daniela Mikic-Bakoc hat, bei allem Unglück Glück gehabt. Und doch leidet sie unter einer Identitätskrise: «Mein Land existiert nicht mehr, niemand spricht mehr von Jugoslawien, alle reden nur noch von Serbien, Kroatien und so weiter.» Möchte sie einmal zurück nach Belgrad? «Falls mich die Umstände dorthin verschlagen würden, hätte ich nichts dagegen», antwortet sie, macht aber gleich eine Einschränkung: «Allerdings nur, wenn es wieder wird wie in den 70er Jahren. Wenn es so bleibt, wie es jetzt ist – dann Gnade uns Gott!» Jetzt, das heisst: Jede zweite Person in Serbien ist arbeitslos. Und wer Arbeit hat, trägt im Schnitt gerade mal 70 Franken im Monat nach Hause, wo doch schon ein Kilo Brot einen Franken kostet. Schlimm findet Daniela auch die Kriminalität und die mafiöse Cliquenwirtschaft. «Das war alles früher nicht. Alle wertvollen Dinge und geistigen Kategorien sind verschwunden, viele Leute haben ihre Seele dem Teufel verkauft.» Klar mache sie das traurig. Aber mit der Zeit werde man immer gleichgültiger.

Hat Daniela Mikic-Bakoc Wünsche an uns SchweizerInnen? Sie zögert, überlegt lange. «Vielleicht ein bisschen weniger Vorurteile hegen und mehr nachdenken darüber, warum die Menschen hierher kommen beziehungsweise flüchten. Warum die AusländerInnen dies oder jenes tun oder eben nicht tun.» AusländerInnen seien eine Tatsache im hiesigen Alltag, und man solle sich nicht darauf versteifen, sie als Feinde oder Konkurrenten anzusehen. Aber ihre eigenen Erfahrungen in der Schweiz, betont sie, seien wirklich gut.



Foto: Jan Vsetecka, Prag

«Ich lasse mich nicht mehr kaputt machen»

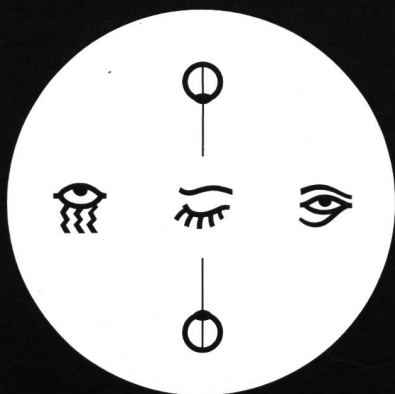
Laina K. (Name geändert) wirkt jünger als ihre 38 Jahre. Lächelnd öffnet sie die Wohnungstüre und entschuldigt sich gleich dafür, dass die Handwerker da seien und Lärm machen würden. Sie ist stolz auf diese Wohnung in einem Zürcher Vorstadtquartier. Endlich ein bisschen Stabilität. Dass Laina K. mehr durchgemacht hat als in einem durchschnittlichen Leben Platz hat, merkt man höchstens an ihrer etwas brüchigen Stimme. Immer gut auszusehen, ist ihr wichtig: modische Kurzhaarfrisur, sportlicher Pulli, die Jeans im richtigen Blauton und auf Dreiviertellänge umgeschlagen.

Wir verziehen uns ins Schlafzimmer. Laina beginnt zu erzählen. Sie wird immer wieder nachdenkliche Pausen machen und das Wort «unmöglich» wird sich wie ein roter Faden durch

ihre Geschichte ziehen. Laina stammt aus Riga, der Hauptstadt von Lettland. Ihr Vater war Ingenieur, die Mutter Geschäftsführerin eines Kaufhauses. In Riga studierte die junge Frau Geschichte, stieg dann aber auf das Studium der ungarischen Sprache um. Weil sie einen Ungarn kennengelernt hatte, zog sie als Zwanzigjährige nach Budapest und machte dort einen Uniabschluss als Russischlehrerin. 1985 kam ihr Sohn zur Welt.

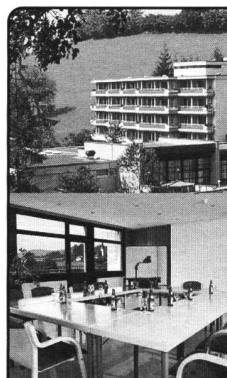
Die Ehe endete mit der Scheidung, und Laina kehrte nach Lettland zurück. Dort fühlte sie sich aber so fremd, dass sie wieder nach Budapest ging und versuchte, eine Stelle zu finden. Doch nun holte sie die Politik ein: Ihr Unidiplom war keinen Pfifferling mehr wert, weil Russisch durch die Wende seinen Pflichtstatus verloren hatte. «Es war eine unmögliche Situation. Als Lehrerin konnte ich nicht arbeiten, und so ver-

Innen
und Aussen
direkt
verbunden



Thomas Ammann
eidg. dipl. Kontaktlinsenspezialist

Hohlstrasse 25, 8004 Zürich,
Telefon 01'241 71 14
(bitte telefonisch voranmelden)
Nehme mir Zeit
für persönliche Beratung und
individuelle Lösungen



Forum für Frauen

TAGUNGsort

Grosse und helle Räume, moderne Seminartechnik
Gut erreichbar (ab Luzern 20 Minuten)
Grosszügige Aufenthaltsräume, ruhige Lage

KURSPROGRAMM 2001

Spontan, kreativ und schön

Ein nicht alltäglicher Kurs für Frauen zu alltäglichen Fragen. (Sa 28. – So 29. April 2001)

Spielregeln der Macht

Für Frauen, die nicht (mehr) in versteckte Macht fallen tappen wollen. (Fr 4. – Sa 5. Mai 2001)

Mind Mapping

Lernen Sie eine effiziente Methode bei der Entwicklung, Planung und vielem mehr. (Di 8. Mai 2001)

Bildungszentrum Matt

Schwarzenberg LU

Auskunft 041 497 20 22
bzmatt@swissonline.ch



Die ABS ist 10 Jahre alt. Manches
hat sich seither geändert.
Aber längst nicht alles, was wir
ändern möchten.

Wir investieren in die reale Wirtschaft.

Ich möchte mich an der zukunftsorientierten Geschäftspolitik der ABS beteiligen. Bitte senden Sie mir:

- ☐ Informationsmaterial
- ☐ Kontoeröffnungsantrag
- ☐ Unterlagen zum Zeichnen von Kassenobligationen
- ☐ Unterlagen zum Zeichnen von Aktien

Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Talon an: Alternative Bank ABS, Leberngasse 17,
Postfach, 4601 Olten, Tel. 062 206 16 16,
E-Mail: contact@abs.ch, Website: www.abs.ch



**ALTERNATIVE
BANK**

Die andere Bank
in der Schweiz.

suchte ich, mich mit Übersetzungen durchzuschlagen. Aber das war nichts Stabiles: drei Wochen Arbeit und dann musste ich wieder weiterschauen.»

Die Schweiz, das Märchenland

Laina macht eine lange Pause. Und dann sei «diese Parallele» gekommen: Wieder lernte sie einen Mann kennen. Einen Franzosen, der in der Schweiz lebte. Und weil der nicht nach Ungarn zügeln wollte, zog die junge Frau zu ihm in die Schweiz. Sie war als Touristin schon einmal hier gewesen: «Ein Märchenland mit wahn-sinnig schönen Landschaften.» Im Grünen oder an einem See würde sie sich wohler fühlen als in der Grossstadt Budapest. Aber es sei ein Fehlentscheid gewesen, weiss sie heute: «Wir kannten uns nicht gut genug, und ich sprach weder Deutsch noch Französisch.» Nach und nach realisierte Laina, dass ihr neuer Mann ganz anders war, als sie gedacht hatte: Er war gewalttätig. Dass er schon zweimal verheiratet war und seine Partnerinnen geschlagen hatte, erfuhr sie erst viel später.

Auch mit der Arbeit war es schwierig in der Schweiz. Weil ihr nichts anderes übrig blieb, arbeitete Laina als Serviererin in einer Nachtbar. Gesundheitliche Probleme liessen nicht lange auf sich warten. Doch dann zeigte sich ein Hoffnungsschimmer. In einem Deutsch-Intensivkurs lernte sie Frauen mit ähnlichen Schicksalen kennen. Eine davon erzählte ihr vom FIZ, dem Zürcher Fraueninformationszentrum. «Dort», sagt Laina, «haben sie mir geholfen. Endlich wurde mein Horizont weiter.»

Nach neun Monaten musste Laina ihren gewalttätigen Mann zum ersten Mal verlassen. Doch aus Angst, die Jahresaufenthaltsbewilligung B zu verlieren, kehrte sie zu ihm zurück. Aber nicht nur deswegen: Sie liebte ihren Mann. Trotz allem. Und da sei auch diese schreckliche Isolation und die ständige Ungewissheit, die einem zurücktreibe. Aber es ging nicht lange gut. Als Laina im zweiten Monat schwanger war, musste sie ihren Mann erneut verlassen. «Es wurde einfach zu gefährlich.» Glücklicherweise hatte sie im Deutschkurs eine kolumbianische Frau in ähnlichen Verhältnissen kennengelernt: Uniabschluss, gewalttätiger Mann, kleines Kind. Diese Frau machte sie auf die Zürcher Maternité Inselhof aufmerksam, welche junge Frauen in Notlagen aufnimmt. Laina verbrachte ihre ganze Schwangerschaft dort. Nach der Geburt ging sie zurück – obwohl sie wusste, dass sie mit diesem Mann nicht leben konnte. «Aber», gibt sie zu bedenken, «da ist eben auch die andere Seite: Ich kann doch meinem Kind nicht einfach den Vater vorenthalten.» Doch dann schlug der Mann wieder zu. Jetzt stand sie mit ihrer noch nicht einjährigen Tochter vor dem Nichts.

Hier war Gewalt, dort war Krieg

Laina zieht an ihrer Zigarette. Ein Zucken geht durch ihren Körper. «Mein Leben war damals wie ein Krieg. Ich kämpfte ja auch noch um meinen Sohn.» Er war bei ihrem ungarischen Ex-

Mann aufgewachsen. Dort habe sie den Buben aber nicht lassen können, weil es ihm nach der Wiederverheiratung seines Vaters sehr schlecht ging. Laina lächelt gequält. «Hier war Gewalt, und dort war Krieg mit dem Ex-Mann.»

Vom Frauenhaus aus suchte Laina verzweifelt eine Wohnung. Nur: «Mit einer B-Bewilligung hat man fast keine Chance.» In ihrer Not ging sie zur Mütterhilfe. Sie war sich bewusst, dass sie jetzt ihre zurückhaltende Art ablegen und Klartext reden musste: «Ich stehe auf der Strasse mit einem noch nicht einjährigen Kind und meinem neunjährigen Sohn.» Ihre Offenheit wirkte. Sie bekam die Schlüssel zu einer städtischen Wohnung für alleinerziehende Mütter. Lainas Handy klingelt. Ein Übersetzungsauftrag für die Polizei oder die Bezirksanwaltschaft. Ein, zwei Stunden Arbeit auf Abruf. Nichts Dauerhaftes. Und erst noch ein behördliches Entgegenkommen, denn mit B-Bewilligung dürfte sie diese Arbeit eigentlich nicht machen. Es ist eine belastende Tätigkeit, denn in den Lebensgeschichten, die sie übersetzen muss, spiegelt sich oft ihr eigenes Schicksal.

Durch ein Beschäftigungsprogramm ist Laina in die Betagtenbetreuung hineingekommen. Natürlich war auch das nichts Definitives. Aber genau diese Art von Arbeit macht für die 38-jährige endlich Sinn. Schon mehrere Male hat sie sich bei der Höheren Schule für Soziale Arbeit angemeldet. Geklappt hat es bisher nicht, weil sie keinen adäquaten Ausbildungsplatz fand. «Der Markt funktioniert eben», stellt sie emotionslos fest. «Mit meinem Status werde ich als Letzte aufgenommen und als Erste rausgeschmissen, das ist einfach so.» Mit einer C-Bewilligung wäre es einfacher. Doch die hat Laina noch nicht erhalten, weil sie gemäss Fremdenpolizei ihren gewalttätigen Mann zu früh verlassen habe. Aber das ist ihr egal: «Es ging um mein Leben und das meiner Kinder. Ich lasse mich nicht mehr kaputt machen», sagt sie, die sonst auch in ausweglosesten Situationen noch lächelt.

Endlich einmal Stabilität haben

Momentan zeigt sich gerade wieder ein Hoffnungsschimmer. Sie hat einen Ausbildungsplatz in einem Heim für behinderte Frauen bekommen. Nun sucht sie die entsprechende Schule. Und eine Betreuungsmöglichkeit für ihre Tochter. Was würde Laina am meisten helfen? «Einmal Stabilität zu haben, damit diese innere Unzufriedenheit und der ständige Kampf aufhören», sagt sie mit einem tiefen Seufzer.

Der Kampf hat Laina ausgelaugt. Vor allem die Auseinandersetzung mit ihrem ungarischen Ex-Mann macht ihr zu schaffen. Alimentenbevorschussung bekommt sie nicht. Der gut verdienende Vater ihres Sohnes zahle keinen Rappen. «Ich müsste wieder nach Ungarn gehen, um die Revision des Scheidungsurteils zu erkämpfen. Aber das ist unmöglich.» Und selbst wenn es gelänge, würden die Alimente wegen der Inflation auf lächerliche 50 Franken zusammenschmelzen. «Also», konstatiert Laina lakonisch, «muss ich damit leben. Aber das heisst, dass ich eine 80 Prozent-Stelle brauche.»

Sie will weiterkämpfen. Denn ohne Ausbildung komme sie in diesem Land nicht weiter. Eigentlich will sie etwas ganz Einfaches: Endlich aus der Isolation herauskommen, sich weiter entwickeln, in einem Team mitarbeiten und dazugehören. Ein Menschenrecht, sollte frau meinen.

Paula Lanfranconi ist freie Journalistin und lebt in Zürich